

Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer (Hrsg.): Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2003, 518 S.

Im weiten Feld der Komparatistik sind die Herausgeber von „Vergleich und Transfer“, *Hartmut Kaelble* und *Jürgen Schriewer*, keine unbekanntenen Namen.[1] Der vorliegende Band geht auf ein Symposium zurück, welches die von *Kaelble* und *Schriewer* geleitete Forschergruppe „Historisch-sozialwissenschaftlicher Gesellschaftsvergleich“ im Jahr 2000 an der Humboldt-Universität ausgerichtet hatte. Für die siebenzehn Beiträge aus insgesamt zehn verschiedenen Einzeldisziplinen erhebt der Mitherausgeber *Jürgen Schriewer* den Anspruch, „die umfassendste Übersicht zum Stand der Komparatistik in Geschichts-, Kultur und Sozialwissenschaften, die derzeit im deutschen Sprachraum – und weit darüber hinaus“ (S. 52) zu geben. Dies weckt hochgesteckte Erwartungen.

Um nicht von der Wucht des angesammelten Spezialwissens erdrückt zu werden, sollte man den Band am besten von hinten nach vorn lesen, denn der instruktivste und in die Komplexität des Themas behutsam einführende Artikel steht ganz am Ende, als letzter Beitrag. Wenn man den Fingerzeigen folgt, die

Hartmut Kaelble unter dem bescheiden anmutenden Titel „Die interdisziplinäre Debatte über Vergleich und Transfer“ zu den einzelnen Beiträgen gibt (S. 468-493), dann wird man durch die einzelnen Artikel, die sich mit speziellen Themen befassen, geführt und es ergeben sich Umrisse einer Gesamtperspektive. *Kaelble* vernetzt die verschiedenen Beiträge und stellt sie in einen gemeinsamen Rahmen. Die Schwierigkeiten des Dialogs zwischen verschiedenen Wissenschaftskulturen werden dabei nicht verschwiegen sondern zum Thema gemacht. Da es „explizite interdisziplinäre Dialoge über den Vergleich [...] nur zwischen einigen wenigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern“ gibt (S. 468), hat der Beitrag das Anliegen, für den Austausch zwischen den anderen Disziplinen eine gemeinsame Sprache zu schaffen, indem er „funktionale Äquivalenzen“ hervorhebt: denn oft verwenden Autoren nicht die gleichen Begriffe, aber sie beschreiben ähnliche Phänomene. „Wenn der Literaturwissenschaftler Michel Espagne oder der Historiker Osterhammel ‚Transfer‘ oder ‚Austausch‘ sagen, spricht der Politikwissenschaftler Dirk Berg-Schlosser von ‚Diffusion‘ oder ‚Interdependenz‘, der Ethnologe Wolfgang Kaschuba ebenfalls von ‚Diffusion‘, der Jurist Filippo Ranieri von ‚Rezeption‘, der Romanist Peter Brockmeier von

„Intertextualität“, die Psychologen Lutz H. Eckensberger und Ingrid Plath drücken dies mit dem Begriff ‚Galtonsches Problem‘ aus. Alle meinen im Kern Ähnliches.“ (S. 470)

Damit ist das Problem klar erkannt, für seine Lösung sind weitere Schritte notwendig, um nicht zu sagen es ist ein langer Weg. Denn durch die „Übersetzung“ der verschiedenen Wissenschaftssprachen in funktionale Äquivalente wird zwar die Möglichkeit des Dialogs eröffnet – dass man sich jedoch wirklich „versteht“, muss sich erst erweisen.

Kaelble gibt zum Anfang seines Beitrags einige nützliche Definitionen: „In dieser Debatte versteht man unter Vergleich im Allgemeinen nur die Gegenüberstellung von mehreren Vergleichsfällen zur Analyse und Typisierung der Unterschiede und der Gemeinsamkeiten. Unter Transfer versteht man dagegen vor allem die Anverwandlung von Konzepten, Werten, Normen, Einstellungen, Identitäten bei der Wanderung von Personen und Ideen zwischen Kulturen und bei der Begegnung zwischen Kulturen.“ (S. 472) Die Gewichtung der Beiträge des Bandes demonstriert, dass sich der Vergleich als historische Arbeitsmethode völlig etabliert zu haben scheint, während die heuristische Ergiebigkeit des Transferbegriffs noch debattiert wird. Dies verweist auf Grundfragen zum wissen-

schaftlichen Ansatz der Kulturwissenschaften, die bei der Lektüre dieses Buch auf willkommene Weise geschärft werden. Will man Kulturforschung als theoriegeleitete „Wissenschaft“ vollziehen, so öffnet der Rahmen der Komparatistik heute drei Perspektiven: Vergleich, Transfer und der von Michael Werner und Bénédicte Zimmermann kürzlich vorgeschlagene Begriff der „histoire croisée“. Letztere Forschungsrichtung wird vom vorliegenden Band zwar erwähnt, aber nicht explizit behandelt, da sie erst nach dem Kolloquium, in den Jahren 2002 und 2003, eine theoretische Ausarbeitung erfahren hat.[2]

Im vorliegenden Band wird der Vergleich von einer klaren Mehrzahl von Autoren verwendet, zehn von fünfzehn Fachbeiträgen, die sich v. a. auf seine „Wissenschaftlichkeit“ berufen. Dies kommt nicht von ungefähr, denn die Konstruktion eines Vergleichs befriedigt ein Verständnis von Objektivität und Wissenschaftlichkeit, dem viele Geisteswissenschaftler immer noch anhängen: Daten werden abstrahiert und vor dem Hintergrund einer einheitlichen Vergleichsskala zusammengeführt. Die Ähnlichkeit zu naturwissenschaftlichen Methoden und die Möglichkeit, Kausalitäten aufzuzeigen, machen aus dem Vergleich immer noch die methodische „Hauptstraße“ der Geschichts- und Sozialwissen-

schaften. So stimmen die Vertreter der Wirtschaftswissenschaften (*Claude Diebolt*), der Sozialwissenschaften (*Lars Mjøset*), der vergleichenden Politikwissenschaft (*Dirk Berg-Schlosser*), der Soziologie (*Wil Arts* und *Loek Halman*) alle überein, dass der Vergleich als Forschungsmethode aus ihrer Disziplin nicht mehr wegzudenken sei. Die Selbstverständlichkeit, mit welcher der Vergleich rezipiert und angewendet wird, zeigt dass er mittlerweile „kanonisch“ geworden ist. Allerdings gibt es auch eine Zeitachse, die berücksichtigt werden sollte – darauf weist der Beitrag von *Hannes Siegrist* („Perspektiven der vergleichenden Geschichtswissenschaft, Gesellschaft, Kultur und Raum“, S. 305-339) hin, der die Entwicklung des Wissenschaftsdiskurses, von einem sozialhistorischen Ansatz zu einem „kulturwissenschaftlichen“, mehr und mehr die Frage des „Raumes“ einbeziehend, beleuchtet. Die „Kampfzeit“ des Vergleichs liegt weit hinter uns: nach ersten Impulsen um die Jahrhundertwende (Karl Lamprecht) und nach dem Ersten Weltkrieg (Marc Bloch) wurde er vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg immer häufiger praktiziert, vor allem von den quantifizierenden Sozialwissenschaften und der in den siebziger Jahren dominierenden Gesellschaftsgeschichte. Wurde der „Vergleich“ vor der jetzigen

Forschergeneration im Grunde nur übernommen, um weiterentwickelt zu werden, so ist „Transfer“ dagegen ein Begriff, der sich sozusagen vor unseren Augen etabliert hat. Mitte der achtziger Jahre von Michel Espagne und Michael Werner vorgeschlagen, hinterfragte der Transferbegriff die Objektivität des vergleichenden Vorgehens, indem er auf die Bedingtheiten des Raumes hinwies, in welchem sich die Abstraktion der Daten und ihre Projektion auf eine Vergleichsskala vollzog und vollzieht. Explizit als Kampfbegriff in mehreren programmatischen Artikeln an strategisch platzierten Orten (den Zeitschriften *Annales* und *Genèses*) formuliert, hatte der Transferbegriff zwei Stoßrichtungen: die erste richtete sich gegen die damals in Frankreich dominierende „littérature comparée“, welcher man vorwarf, sich mit vagen, nicht feststellbaren „Einflüssen“ zu begnügen. Der Nachweis von konkreten „Vermittlungen“ sollte helfen, eine bis dato nicht vollzogene Verwissenschaftlichung dieses Forschungszweiges zu erreichen. Die zweite Stoßrichtung wandte sich gegen den „Vergleich“, dem vorgeworfen wurde, implizit einen nationalen Rahmen vorauszusetzen, der die postulierte „Objektivität“ in Frage stellte. Der Nationalstaat, in dem die meisten Forscher bis heute einen „guten Vergleichsrahmen“ sehen, ist selber das

Produkt eines Transfers, so dass ein Zirkel entsteht, der unbedingt mitbedacht sein will, wenn man Wissenschaftlichkeit proklamiert. Transferhistoriker beschäftigen sich daher gerne mit Objekten, die von einer die Nation als Bezugsrahmen nehmenden Geschichtsschreibung entweder vernachlässigt oder falsch beschrieben werden, z. B. die Regionalgeschichte oder die „unbewusste“ Präsenz von Vermittlungen im nationalen Gedächtnis. Der Vergleich wird also nicht grundsätzlich in Frage gestellt, sondern ergänzt. In seinem Beitrag zu diesem Band beschreibt *Michel Espagne* in dieser Hinsicht die „Interkulturalität in der sächsischen Regionalgeschichte“ als Beispiel für eine Geschichte von „gemischten Identitäten“ (S. 423), für welche die Transfertheorie „eindeutigere Ergebnisse“ erreichen kann als der Vergleich. Auch der in Konstanz lehrende Historiker *Jürgen Osterhammel* („Transferanalyse und Vergleich im Fernverhältnis“, S. 439-466) unterstreicht, dass der Transfer den Vorteil habe, vermeintliche „Wesensunterschiede“ (z. B. zwischen Europa und China) nicht frühzeitig als „gegeben“ hinzunehmen; somit würde eine vorurteilslosere Herangehensweise an das Untersuchungsobjekt ermöglicht.

In jüngster Zeit wiesen die an der *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales* in Paris lehrenden Wissenschaftler Mi-

chael Werner und *Bénédicte Zimmermann* in ihren schon erwähnten Arbeiten zur „histoire croisée“ darauf hin, dass der Transferbegriff selbst nicht so vorbehaltlos (und damit so objektiv) sei, wie er vorgibt. So fungiere z. B. die „Nation“ trotz aller gegenteiligen Beteuerungen als impliziter Bezugsrahmen. Durch die simultane und bewusste Aneignung mehrerer Bezugsrahmen, möchte die *histoire croisée* den klassischen Vergleich und die Transferanalyse nicht trennen, sondern „kombinieren“ (Kacble, S. 477). Ob sich damit an der „Front“ des Historikers, nämlich der Archiv- und Quellenarbeit wirklich etwas ändert, wird sich zeigen.[3] Seit langem schon arbeiten Historiker nicht mehr nur mit nationalen Quellen, sondern vergleichen ihre Resultate mit ausländischen Referenzen. Blickt man auf das Gesamtergebnis, so muss gestanden werden, dass die Lektüre des Bandes doch einigen Mut abfordert. Kaum ein Beitrag kommt unter vierzig eng, und mit reichlichen Fußnoten gespickten Seiten aus; fast hat man den Eindruck es mit siebzehn kleinen Büchern zu tun zu haben, die handlich unter einem Buchdeckel vereinigt sind. Bedenklich ist, dass viele Autoren keine Anstrengungen machen, ihren eigenen Wissenschaftsdiskurs explizit in Bezug zu den nachbarschaftlichen Disziplinen zu stellen. Eine lobenswerte Aus-

nahme stellt in dieser Hinsicht *Christoph Bochingers* Beitrag über „Religionsvergleiche in religionswissenschaftlicher und theologischer Perspektive“ (S. 251-281) dar, der die Diskussionsangebote von *Kaelble* geschickt aufnimmt und in sein Fach überträgt. Eine ausgezeichnete Zusammenfassung und interessante interdisziplinäre Ausblicke findet man ebenfalls bei *Christiane Eisenberg* („Kulturtransfer als historischer Prozess. Ein Beitrag zur Komparatistik“, S. 399-417) die auf knappsten Raum ein Panorama der Begriffe Vergleich und „transfert culturel“ liefert und die Anwendbarkeit auf anglo-amerikanische „Kulturaneignungen“ (wie Sport, Unterhaltungsmusik etc.) skizziert. Paradigmatisch für die disziplinär beschränkte Perspektive der meisten Beiträge ist dagegen die Abhandlung „Möglichkeiten und Grenzen des ‚variablenorientierten‘ Kulturvergleichs: Von der Kulturvergleichenden Psychologie zur Kulturpsychologie“, von *Lutz H. Eckensberger* und *Ingrid Plath*. Die beiden Autoren kommen auf 55 Textseiten und in nicht weniger als 144 Fußnoten ohne Anspielung auf eine andere Humanwissenschaft aus. Auch *Dirk Berg-Schlosser* mit seinem Beitrag „Vergleichende Politikwissenschaft im Vergleich: multidimensionale Verortung und mögliche Anwendung“ (S. 117-140) befasst sich ausgiebig vor

allem mit den methodologischen Fundamenten seiner eigenen Disziplin.

Zurück zum Anspruch des Bandes, „die umfassendste Übersicht zum Stand der Komparatistik in Geschichts-, Kultur und Sozialwissenschaften, die derzeit im deutschen Sprachraum – und weit darüber hinaus“ (S. 52) darzustellen. Versteht man „Übersicht“ als ein Nebeneinander von einführenden Beiträgen in eine einzelne Disziplin, gespickt mit einer Fülle von Detailinformationen, so liefert dieser Band tatsächlich eine große, hinsichtlich der Disziplinenvielfalt fast umfassende Bandbreite. Für denjenigen, der sich gezielt über eine disziplinäre Diskussion informieren möchte, kann dieser Sammelband wie ein Nachschlagewerk verwendet werden. Versteht man „Übersicht“ jedoch auch als Strukturierung und Vernetzung, so steht dieser Band, trotz der klugen Vorschläge von *Kaelble*, noch am Anfang eines längeren Weges.

- 1 Aus der Arbeit der gleichen Forschergruppe waren schon folgende Bände hervorgegangen: *Gesellschaften im Vergleich. Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften*, hrsg. von H. Kaelble und J. Schriewer (= *Komparatistische Bibliothek* Bd. 9), Frankfurt a. M. 1999, sowie: *Diskurse und Entwicklungspfade. Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissen-*

- schaften, hrsg. von H. Kaelble und J. Schriewer, Frankfurt a. M. 1999.
- 2 M. Werner/B. Zimmermann, „Penser l'histoire croisée: entre empirie et réflexivité“, in: *Annales HSS*, 2003, 58-1, S. 7-36, sowie dies., Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen, in *GG* 28 (2002), S. 607-636.
 - 3 Vgl. die Rezension von M. Middell zu: M. Werner, B. Zimmermann (Hrsg.), *De la comparaison à l'histoire croisée*. Paris 2004, in: *H-Soz-u-Kult*, 29.04.2005, <<http://geschichte-transnational.clio-online.net/rezensionen/2005-2-075>>

Alexandre Kostka

Christophe Charle/Jürgen Schriewer/Peter Wagner (Hrsg.): Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities, Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2004, 558 S.

Seit geraumer Zeit machen sich die Sozial- und Geisteswissenschaften den „Netzwerk“-Begriff zueigen, den sie aus seinem ursprünglichen natur- und technikwissenschaftlichen Zusammenhang gelöst und teils adaptiert, teils neu konnotiert haben.[1] Seitdem kursiert er regelrecht transdisziplinär und ist längst auch in der internationalen Geschichtswissenschaft angekommen.[2]

Im Vorwort machen die Hrsg. plausibel, warum sie mit der Diskussion von transnationalen Intellektuellennetzwerken nicht etwa einer Konjunktur folgen, sondern sich eines analytischen Konzeptangebots annehmen, von dem Erhellendes zu erwarten steht: Für die wissenssoziologische und wissenschaftshistorische Forschung nämlich, die die Autoren des Bandes repräsentieren. Im Kontext anhaltender „Globalisierung“ – in deren Zuge einerseits die Disziplinen und akademischen Kulturen im 21. Jh. irreversibel verwoben erscheinen und andererseits für den einzelnen Wissenschaftler weder lokale Standorte der Wissensproduktion noch nationale Voraussetzungen der akademischen Systeme plötzlich ungültig werden – erweist sich der Netzwerkbegriff als hilfreich, weil er zur erforderlichen Reduktion oder Konkretisierung und Zuspitzung komplexer Zusammenhänge einlädt und dennoch verfrühte Eindeutigkeit vermeidet: Der Spannungszustand zwischen nationaler Prägung und internationaler Orientierung von Wissenschaft und seine soziale oder wissenschaftspraktische Vermittlung lässt sich durch die Netzwerkanalyse gleichermaßen abbilden, untersuchen und historisieren: Im Netzwerk wird konkreter bestimmbar, wie Individuen, Forschergruppen, disziplinäre oder universitäre Verbände und Kollektive sowie